

als er ertragen kann. Eine neue Erkenntnis wird ihr plötzlich zuteil – und das Wissen darum verleiht ihr inneren Frieden.

Der Wind zerzt an dem mitgebrachten Rosenstrauch, als sie ans Gitter tritt, das vor dem Abgrund schützt – und ihn im weiten Bogen hinabwirft, ins Meer. Vielleicht erreichen ihn die Blüten dort eher, als hier oben, unter seinem Namen.

Der Wind trocknet die Tränen auf den welken Wangen, sie spürt nicht, daß sie weint. Sie weiß jetzt, daß sie ihm im Leben kein Glück hätte bringen können, so soll er jetzt wenigstens in Frieden schlafen, da draußen irgendwo.

Es war schon spät, als sie den Damm wieder hinunter geht. In ihr ist eine große, wunderbare Ruhe eingekehrt, die stumm macht. Zuhause sucht sie aus einer abgegriffenen Pralinenschachtel unter einem

Bündel Fotos ein ganz bestimmtes heraus. Sie steckt es in einen passenden Rahmen und stellt es auf die Kommode am Fenster. Es zeigt einen hellhaarigen Männerkopf, ein junges, lachendes Gesicht mit meerfarbenen Augen.

Ein tiefes Glücksgefühl beherrscht Anna und sie sitzt Tag für Tag am Fenster. Die letzten Früchte werden heimgebracht – und draußen beginnen die Birken um ihre Häupter eine leuchtende Gloriole zu legen aus goldfarbenen Blättern, die in der Novembersonne aufglänzen.

Doch sie sieht zwischen all diesen Dingen nur ihn. Jetzt kann der Winter kommen, sie fürchtet ihn nicht mehr. Und sie ist nicht mehr allein. Sie weiß – er ist im Raum, sie spürt seine Gegenwart über die irdischen Dinge hinweg – und die Kraft einer Liebe, die auch über den Tod hinaus reichen wird.

Anneliese Lussert, geb. am 1. 4 1929 in Marktbreit/Main. Verheiratet, zwei Kinder. Gastwirtin. Seit 1968 im eigenen, historischen "Engel" in Langenprozelten. Tätig in Lyrik, Essay, Hörbild und Kurzprosa. Bisher vier Veröffentlichungen, Mitarbeit in zahlreichen Anthologien, Zeitschriften und beim Rundfunk. Ein erster Mundartpreis.

Erich Mende

Das Meer – eine fränkische Sehnsucht?

Das Meer als einen großen Anblick zu empfinden, wie es Goethe in der Italienischen Reise schildert, ist ein Bekenntnis, das nicht nur dem Dichter, sondern wohl jedem durchschnittlich emotional ausgestatteten Menschen leicht von den Lippen fließt. Darin liegt auch nicht der Eindruck des Besonderen begründet, den das Auge, aus seinem unbegrenzten Schweifen über das Wasser, im Gemüt weckt. Einem solchen wird, unter der Vielzahl von Interpretationen, dann schon eher gerecht, was Mephisto zu Poseidons Reich anmerkt: Das freie Meer befreit den Geist. Dieses Vermögen des Urwassers erklärt zugleich die Faszination, die es auf Literaten und Künstler ausübt. Das sind schließlich kaum Menschen, die einen gebundenen Geist huldigen. Vielleicht sollte man in dem Zitat auch die im Ablauf der Evolution erfolgte Befreiung des Lebens aus dem Urmeer

erkennen, denn es ist in diesem Geschehen zweifellos ein Freiheitsstreben des Geistes zu erblicken, da er sich seine Form vom Einzeller zum Menschen ausbildete.

Ob man die eine oder andere Deutung vorzieht, immer erklärt sie eine Bindung des Menschen an das Meer, die sich bei Jean Paul sogar zu einem "Meer des Innern" verdichtet. Das zielt auf eine der Eigenschaften des Meeres, die Bewegung, der Hermann Gerstner in dem Gedicht "Nacht am Meer" Ausdruck gibt: "Die Brandung schäumt ihr Nachtlied an das Ohr". Der Autor stellt der Bewegung gleich ein weiteres Charakteristikum zur Seite, wie dies auch Friedrich Schnack tut, wenn er Wellen Orgelmusik ablauscht. Zur Bewegung kommen die Töne, beiden aber gesellt Ludwig Derleth zu, was das Meer im wechselnden Licht zur Herausforderung für Maler werden läßt: die Farben. Nachdem

ein "uferloser Malachit ergrünte das Meer", "verfärbte die See sich in ein lichthelles Türkis". Wie wenig Farben im Meer das Mit- und Ineinander zu scheuen haben, hielt der Kunstmaler Joseph Anton Schneiderfranken (Bô Yin Râ) in zwei seiner Griechenlandskizzen fest: "Meerlandschaft mit Segelboot" und "An der Bucht von Syra".

Vermögen Gemälde, Prosa oder Gedicht etwas zur Aufhellung des Rätsels Meer beizutragen oder vertiefen sie dieses eher? Bleibt dieses Rätsel nicht, für jeden Menschen neu, als Herausforderung und damit zeitlos in seinem Bestand? Ob es der Odenwälder Komponist Joseph Martin Kraus "eine ganz neue Empfindung für mich" nennt, als er im April 1778 in die Wahlheimat Schweden übersetzt und dabei das Meer kennenlernt, Oskar Kloeffer "Herzenslüste" in die Meere peitschen läßt oder Michael Gebhardt an der Adria erfährt "Bescheidung erfordert das Meer", es tritt, aus all diesen Zeugnissen der inneren Bewegung durch das Meer, dem Menschen etwas von jener schieren Grenzenlosigkeit entgegen, das ihn zwingt, Maßstäbe anzuerkennen, die nicht den seinen entsprechen. Angesichts des Meeres erkennt der

Mensch seine relative Kleinheit, wie sie Caspar David Friedrich im bekannten Bild "Der Mönch am Meer" demonstriert. Doch die Wahl eines Mönchs, als Gegenpart zur Ostsee, spricht ebenso für die Relativität des Maßstabes, wie die Tatsache, daß es möglich ist, dem Rätsel Meer im Schöpfungsakt von Text, Bild und Ton etwas von dem abzulauschen, was der Mensch zu reflektieren vermag. Max Dauthendey meint es, wenn er in der 4. Szene seines Dramas "Glück" die Muscheln den Namen des Geliebten raunen oder "Sun", im gleichnamigen Schauspiel, sagen läßt, ein jeder Tropfen, jede Muschel und jeder Stein "schließt für mich Welten, warme Welten ein."

Das mündet in jene Sehnsucht, deren Gesang im "Sun" auch die Meerestiefe umfaßt, und die ähnlich Michael Georg Conrad empfindet, während die "Eichen am Steine" über das Meer rauschen. Vielleicht löst Max Dauthendey doch ein Geheimnis der Faszination, weil er im folgenden Gedicht die Stimme des Meeres und die unseres Blutes in Analogie setzt. Er hätte damit, auch biologisch betrachtet, nicht einmal Falsches empfunden und der Sehnsucht zumindest ein Motiv entlockt.

Am Ufer bei uralten Steinen

Mein Ohr, das ist voll Stimmen
Die Luft schallt um mich her,
Am Ufer bei uralten Steinen
Spricht mit sich laut das Meer.

Es wird nie fertig mit Reden,
Was weiß es nur, daß es nie ruht?
Erzählt es von seiner Geliebten?
Das Meer, das spricht wie mein Blut.

Erich Mende, geboren 1920, lebt als freier Schriftsteller bei München. Er ist ständiger Mitarbeiter, vorwiegend für die fränkischen Programme, von Hörfunk und Fernsehen des Bayerischen Rundfunks, aber auch des Philosophischen Literatur-Anzeigers. Er schreibt seit mehr als zehn Jahren für "Frankenland" und für die historische Zeitschrift "Damals", teilt sich mit Dr. Gerstner in die Schriftleitung der Vierteljahrszeitschrift "Schauen und Bilden" und publiziert im Schweizer Wochenjournal "Leben und Glauben". Dazu kommen gelegentliche Beiträge für andere Kulturzeitschriften, Fachaufsätze in "Philosophia Naturalis" und historische wie philosophische Vorträge. Für seine Verdienste um die fränkische Dichtung erhielt er 1979 die Dauthendey-Plakette.